

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 9. Januar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

„Erklären kann ich dies selbst nicht,“ war die lachende Entgegnung. „Eine unüberwindliche Abneigung, von der Sache zu reden, schloß mir stets den Mund.“

„Aber wie kam eine fremde Person dazu, Sie zu überfallen?“ forschte Dr. Willis.

„Sie verwechselte mich offenbar mit einem andern und überschüttete mich mit einer Flut von Beschuldigungen. Ich hatte jedoch keine Lust, anderer Leute Geheimnisse zu erfahren, und brachte sie endlich zum Schweigen.“

„Nach Ihrer Entfernung, Herr, betheuerte sie mir feierlich, Sie wären der Mann, der ihrer Familie schweres Unrecht zugefügt,“ schaltete Walter ein. „Ich suchte ihr den Irrthum auszureden und zog mir dadurch ihre höchste Unnade zu.“

„Und welcher Art soll jenes Unrecht gewesen sein?“ fragte der Doktor.

„Ich kann es nicht sagen; ihren Reden nach schien es mir weniger ihre Person, als ein Glied ihrer Familie zu betreffen.“

„Und Sie kannten sie gar nicht?“ fragte Dr. Willis, zu Herrn Heinrich gewandt.

„Ich sah sie zum ersten male in meinem Leben. Wenn ich ihr je Uebles zugefügt, so muß es im Schlafe geschehen sein. Wie ist ihr Name, Herr Hill? Ich habe ihn wieder vergessen.“

„Gwinn. Vor vielen Jahren traf sie eines Morgens ganz unerwartet bei ihrem Bruder, dem Advokaten Gwinn in Retterford ein und verließ ihn seitdem nicht mehr. Sie soll aus Wales gekommen sein. Man hält sie allgemein für verrückt.“

„Wie nannten Sie die Person?“ unterbrach ihn Dr. Willis mit überraschendem Eifer. „Gwinn? und von Wales?“

„Ja.“

Der Doktor sann für eine Weile nach. „Und wie ist ihr Taufname?“

„Ein etwas ungewöhnlicher: Agatha.“

Dr. Willis nickte, als ob er die Antwort erwartet habe. „Eine große, knochige, sehr starke Person, nicht wahr?“

„Wie, Sie kennen meine Verfolgerin?“ rief Heinrich Turner in größtem Staunen.

„Nicht näher. Wir Aerzte stoßen gelegentlich auf alle Arten Menschenkinder.“ Sein Ton verrieth, daß er die Sache damit abgethan wünsche, aber Heinrich Turner ließ sich nicht davon abbringen.

„So wissen Sie auch gewiß, Willis, ob die Person wirklich verrückt ist?“

„Ich habe keinen Grund, dies anzunehmen. Sie ist leidenschaftlichen Zornesausbrüchen unterworfen, von denen ich selbst schon Zeuge war, im übrigen aber klaren Geistes. Sagten Sie nicht, Herr Hill, ihr Bruder sei Advokat?“

„Ja; und zwar einer, der sich nicht des besten Rufes erfreut. Die schmutzigsten Fälle sind ihm nicht zu gering, wenn er etwas Tüchtiges zu profitiren glaubt. Auch soll er stets in lichtscheue Spekulationen verwickelt sein.“

„Sonderbar, daß sie mir nie von diesem Bruder gesprochen,“ bemerkte der Doktor träumerisch, wie für sich sprechend.

„Wann haben Sie Fräulein Gwinn kennen gelernt, Willis?“ forschte Heinrich Turner von neuem.

„Sind Sie ganz sicher, daß sie Ihnen fremd ist?“ lautete die Gegenfrage, von einem prüfenden Blick des Doktors begleitet.

„Ei, was haben Sie sich nur in den Kopf gesetzt, Willis? Ich wiederhole, daß ich die Person an jenem Tage zum ersten mal gesehen habe. Ist Ihnen die Geschichte bekannt?“

„Eine dunkle Seite darin.“

„Und diese wäre?“

Dr. Willis schüttelte den Kopf. „In meiner ärztlichen Praxis erfahre ich manches, worüber ich mir nicht zu reden erlaube. Auch Fräulein Gwinns Angelegenheit muß ich als eine solche Vertrauenssache behandeln.“

Heinrich Turner sah sehr geärgert aus. „Vielleicht begreifen Sie den Grund ihres Angriffes auf meine Person?“

„Ich könnte es, auch ohne Ihre Versicherung, der Dame fremd zu sein. So kann auch ich nur glauben, daß ihrerseits ein Irrthum vorliegt. Und dennoch läßt Fräulein Gwinn sich nicht leicht täuschen.“

„Willis, wohin zielen Sie? Ihre Worte werden beleidigend für mich!“

„Auf nichts, Heinrich. Die ganze Sache ist nur so unbegreiflich. Doch da verplaudere ich meine kostbare Zeit und lasse meine Patienten warten. Guten Morgen, meine Herren!“

Freundlich grüßend verließ er das Zimmer und Heinrich Turner folgte ihm auf dem Fuße nach. Der ältere Bruder, der an der Erörterung keinen Antheil genommen, sondern die ganze Zeit über stumm zum Fenster hinausstarrt hatte, wandte sich jetzt rasch zu Walter um und sprach in leisem, ernstem Tone: „Was bedeutet diese Geschichte — dies Geheimniß —, worüber mein Bruder mit dem Doktor verhandelt?“

„Herr, ich kann Ihnen leider keine nähere Auskunft geben. Ich weiß nicht mehr, als Sie mich sagen hörten.“

„Ich möchte aber Näheres davon — von ihr erfahren. Wollen Sie — doch mein Bruder kommt zurück. Still!“

Seine Stimme verklang im leisesten Flüstertone. Hatte Herr Turner Verdacht, daß sein Bruder mehr von jener Sache wisse,

als er zugestehen wollte? Dieser Gedanke stieg unwillkürlich in Walter auf; warum sonst jenes zweimal wiederholte warnende „St!“?

Als Walter eine halbe Stunde später das Comptoir verließ, war er auf Grund seiner vorzüglichen Zeugnisse und seiner einnehmenden Persönlichkeit von den Herren Turner festgestellt. Er sollte theils auf den verschiedenen Bureaus beschäftigt, theils mit der Beaufsichtigung der Arbeit vertraut werden, was vollständig seinen Wünschen entsprach. Die Herren empfahlen ihm eine passende Wohnung, und Herr Heinrich lud ihn in liebenswürdigster Weise ein, am Abende bei ihm zu speisen, damit er auch seiner Familie seinen „Lebensretter“ vorstellen könne.

Hochbefriedigt, so rasch eine gute Anstellung gefunden zu haben, verabschiedete sich Walter von seinen Prinzipalen.

4. Kapitel.

Es war ein heißer Tag zu Beginn des Herbstes, drei oder vier Monate nach Eintritt unseres jungen Freundes in das Geschäft der Herren Turner. Walter saß in einem kleinen Arbeitskabinett, mit der Ausarbeitung eines Planes beschäftigt, als der Bureaudiener eine Dame meldete, die ihn zu sprechen wünsche.

„Eine Dame?“ fragte Walter, etwas überrascht aufblickend. „Wer ist es?“

„Sie scheint vom Lande zu sein, Herr Hill. Sie trägt einen großen Blumenstrauß und einen braunen Arbeitsbeutel in der Hand.“

„Trägt sie Wittventrauer?“ fragte Walter weiter, denn der Gedanke durchblühte ihn, Frau Gardner könne zur Stadt gekommen sein.

„Nein; sie hat einen weißen Schleier vor dem Gesicht, Herr.“

„Ach! Lassen Sie die Dame eintreten — wenn ich mir auch gar nicht denken kann, was sie von mir wollen mag,“ fügte er für sich hinzu.

Eine große weibliche Gestalt in dunklem Seidenkleide trat ein. Den Beutel trug sie noch in der Hand; den Strauß aber hatte sie im Vorzimmer auf einen Stuhl gestellt.

„Sie sind ohne Zweifel überrascht, mich zu sehen, Walter Hill. Aber da ich — wie jedes Jahr um diese Zeit in Geschäften nach London gekommen bin, habe ich mir von Frau Gardner Ihre Adresse erbeten, um eine Frage an Sie richten zu können.“

Ohne Weiteres, ohne eine Aufforderung abzuwarten, nahm sie Platz. Mehr an der Stimme, als an den weißverschleierten Zügen hatte Walter in seiner Besucherin Fräulein Agatha Gwinn erkannt — mit Schrecken erkannt. Herr Heinrich befand sich in der Nähe, er konnte jeden Augenblick ins Zimmer treten, und dann wäre eine Wiederholung jenes heftigen Austritts, dessen Zeuge er gewesen, nicht ausgeschlossen. „Was soll ich mit ihr anfangen?“ dachte er bestürzt.

„Wollen Sie die Thüre zumachen,“ sagte die Dame in kurzem, befehlenden Tone, denn der Diener hatte sie offen stehen lassen.

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Gwinn,“ unterbrach sie Walter, dem die Noth Muth machte; „obchon ich mich freue, Sie zu sehen, bin ich doch gerade zu sehr beschäftigt, um Ihnen meine Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn Sie mir einen Ort angeben wollen, wo ich Sie nach den Geschäftsstunden sprechen kann, so werde ich Sie mit Vergnügen auffuchen.“

Fräulein Gwinn ließ ihre Augen durch das Zimmer schweifen, wie um die Bestätigung seiner Worte zu suchen. „Ihre Arbeit wird Ihnen erlauben, mir ein paar Minuten zu widmen. Sie scheint mir nicht so dringend zu sein.“

„Herr Turner wartet auf diesen Plan. Und Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Sie in aller Höflichkeit darauf aufmerksam mache, daß meine Zeit und dieses Zimmer nicht mir, sondern meinen Prinzipalen gehören.“

„Welchen Grund haben Sie, mich los werden zu wollen?“ fragte sie kurz. „Daß Sie einen solchen haben, sehe ich klar.“

Walter stand auf glühenden Kohlen. Aber ehe er Zeit zur Antwort fand, wurde die Bureauthür weit aufgestoßen. Herr Turner erschien auf der Schwelle, zog sich aber beim Anblick der verschleierten Dame, eine seltsame Erscheinung in diesen Räumen, mit leichtem Gruße zurück.

„Wohl einer der Herren Prinzipale?“ bemerkte das Fräulein.

„Ja,“ versetzte Walter, aufathmend, daß es nicht Herr Heinrich gewesen. „Ich glaube, er bedarf meiner, Fräulein Gwinn.“

„Ich werde Sie ihm nicht vorenthalten. Meine Frage ist in einer Minute beantwortet. Walter Hill, haben Sie seit Ihrem Hiersein“

„Erlauben Sie mir nur einen Augenblick,“ unterbrach Walter die Dame, sich in sein Geschick ergebend; „nur ein Wort der Aufklärung muß ich Herrn Turner sagen.“

Er verließ rasch das Zimmer und zog die Thür hinter sich zu. Wenige Schritte von da entfernt sah er Herrn Turner im Hofe stehen, und im Eifer und in der Hast erfaßte er seinen Arm. „Suchen Sie Herrn Heinrich auf,“ flüsterte er. „Wo er auch sein mag — er soll sich verborgen halten — bis sie — diese Person — sich entfernt hat. Es ist Fräulein Gwinn.“

„Wer? Was sagen Sie?“ rief Herr Turner, den jungen Mann anstarrend.

„Jenes Fräulein Gwinn, welches Herrn Heinrich damals in so seltsamer Weise überfiel. Sie —“

In diesem Augenblick streckte die Dame den Kopf zur Thür hinaus. Herr Turner ging eilig von dannen; Walter kehrte in das Zimmer zurück. Als er drinnen war, faßte Fräulein Gwinn vor der Thür Posto, packte Walter beim Arme, schob ihn gerade vor sich und fixirte ihn scharf. „Haben Sie seit Ihrem Hiersein meinen Freund gesehen? — jenen Menschen, dem Sie das Leben gerettet haben? Bitte, antworten Sie mir, der Wahrheit gemäß.“

Walter überlegte rasch, was er zu thun habe; aber sein Bögern verrieth ihn.

„Ich bedarf Ihrer Antwort nicht mehr; ich lese sie in Ihren Zügen. Wo ist er zu finden?“

Jetzt blieb Walter keine Wahl mehr; er entgegnete freimüthig: „Ja, ich habe jenen Herrn gesehen, Fräulein Gwinn; aber ich kann Ihnen nichts weiter von ihm sagen.“

„Sie können nicht oder Sie wollen nicht?“ rief sie rasch.

„Nun denn, ich will nicht. Verzeihen Sie meine anscheinende Unhöflichkeit, aber ich darf Ihre Bitte nicht erfüllen — ich würde unrecht handeln.“

„Erklären Sie sich näher. Was verstehen Sie unter „unrecht“?“

„Erstens glaube ich, daß Sie sich in der Person des Herrn irren. Ist dies nicht der Fall, so sehe ich mich, zweitens, nicht bemüht, Sie in Berührung mit ihm zu bringen und dadurch vielleicht weitere heftige Austritte zu veranlassen.“

Eine Pause trat ein. Die Dame schlug ihren Schleier zurück und heftete das scharfe Auge fest auf ihr Gegenüber. Ihre Lippen waren zusammengedrückt, ihre Gesichtsmuskeln arbeiteten; sie rang sichtlich nach Fassung. „Sie wissen, wer es ist und wo er wohnt,“ zeuchte sie hervor.

„Ich leugne es nicht.“

„Wie können Sie es wagen, gegen mich Partei zu nehmen?“

„Ich nehme nicht gegen Sie Partei, Fräulein Gwinn,“ versetzte Walter, im Stillen wünschend, ein freundlich gesinnter Luftballon erschiene, um die lästige Besucherin zu entführen. Wenn nun Herr Turner seinen Bruder nicht mehr hatte warnen können! „Ich würde im entgegengesetzten Fall auch jenem Herrn Ihre Adresse vorenthalten.“

„Walter Hill, Sie müssen es mir sagen!“

„Freiwillig — niemals. Und ich glaube, Fräulein Gwinn, es giebt kein Mittel, durch welches Sie mich zwingen könnten.“

„Vielleicht das Gesetz?“ Sie sprach träumerisch für sich hin, als ob sie bei sich die Frage erwäge. „So leben Sie denn vorläufig wohl, junger Mann; Sie werden wieder von mir hören.“

Zu seiner unbeschreiblichen Erleichterung verließ sie wirklich das Bureau, im Vorbeigehen ihren Blumenstrauß vom Stuhle nehmend. Walter gab ihr bis zum Thore das Geleite und bot ihr dann, wie zur Versöhnung, die Hand. „Glauben Sie mir,“ sagte er, „es thut mir leid, unhöflich sein zu müssen. Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen.“

Sie reichte ihm die Hand nicht, sondern schritt ohne ein weiteres Wort von dannen. Im Hofe schon kam Herr Turner dem zurückkehrenden Walter entgegen und trat mit ihm ein. „Was war dies alles, Hill? Ich verstand es kaum.“

„Leider hatte ich keine Zeit, ausführlicher zu sprechen, Herr. Mir scheint, Fräulein Gwinn kam in Geschäften zur Stadt und suchte mich hier auf, um mich zu fragen, ob ich ihren Feind — sie meint damit Herrn Heinrich Turner — schon hier gesehen habe. Ich bat Sie deshalb, Herrn Heinrich vor einer Begegnung mit ihr zu warnen. Dies war alles, Herr.“

Herr Turner schien eine Weile nachzudenken; dann sagte er plötzlich: „Welchen Grund kann sie haben, ihn auffinden zu wollen?“

„Sie spricht von Rache; warum, weiß ich natürlich nicht. Sie irrt sich ohne Zweifel in der Person, wenn sie Herrn Heinrich beschuldigt.“

„Hm!“ meinte Herr Turner. „Ich habe meinem Bruder nichts gesagt, weil ich nicht recht verstand, was zu sagen sei. Besser ist's, er erfährt auch jetzt nichts von dem Besuch; die Person ist fort, und die Sache scheint keine angenehme zu sein. Verstehen Sie mich?“

„Sehr wohl, Herr.“

„So viel ich weiß, kennt sie ihren sogenannten Feind nicht als Herrn Turner?“

„Sie hat keine Ahnung, wer er ist, sonst hätte sie ihn schon längst aufgesucht. Ihr Besuch heute Morgen galt nur mir.“

„Ach! Dann halten wir ihn am besten geheim,“ bemerkte Herr Turner und verließ das Zimmer. Walter war anderer Ansicht gewesen. Ihm schien es rathsam, Herrn Heinrich auf eine Begegnung mit der aufgeregten Dame vorzubereiten; doch er mußte sich dem Wunsche seines Prinzipals fügen.

Eifrig nahm er seine Arbeit wieder auf, als ein Cabriolet, von einem einzelnen vornehmen Herrn besetzt, in den Hof einfuhr. Wenige Minuten später trat Herr Heinrich bei Walter ein. „Lassen Sie Ihre Arbeit ein Viertelstündchen im Stich, Hill,“ sagte er; „ich möchte, daß Sie zu Dr. Willis gingen. Ich hatte verabredet, ihn um halb zwölf zu einem Besuch bei einem kranken Freunde abzuholen, bin aber jetzt durch Herrn Michael Wilson, der soeben angekommen, anderweitig in Anspruch genommen. Drücken Sie Willis mein Bedauern aus, daß ich mein Versprechen nicht halten kann. Gehen Sie nur direkt in das Sprechzimmer, Hill; er wird sonst böse werden über mein Ausbleiben.“

Als Walter Dr. Willis' hübsches Haus erreichte, hielt eine geschlossene Droschke dicht vor der Thür.

„Der Herr Doktor ist beschäftigt, Herr“, sagte der Diener, „eine Dame ist bei ihm, doch glaube ich nicht, daß es lange dauern wird.“

„Ich werde warten,“ versetzte Walter, der Herrn Heinrichs Anweisungen doch nicht buchstäblich befolgen wollte. Ohne weiteres Zögern wandte er sich dem kleinen Arbeitskabinett zur Linken der Halle zu.

„Nicht hierher, Herr,“ wehrte der Diener hastig und führte ihn in den Salon zur Rechten. Walter wartete ungeduldig etwa zehn Minuten. Dann hörte er draußen ein Geräusch und sah eine alte, sehr beleibte Dame mit Hülsen ihres Lakaien in den Wagen einsteigen, der in gelindem Trabe davonfuhr.

Aber noch immer erschien Dr. Willis nicht. Walter glaubte, der Diener habe seiner vergessen und durchschritt die Halle nach dem kleinen Privatzimmer des Doktors. Er klopfte und trat fast gleichzeitig mit scherzhaftem Grusse ein, da er den Doktor allein

glaubte. Zu seiner Ueberraschung erblickte er eine Dame, welche diesem so dicht gegenüber saß, daß ihre Nase fast die seine berührte und so wichtig und ernsthaft auf ihn einsprach, als ob das Wohl des Staates von ihren Worten abhängt.

Es war Fräulein Gwinn. Die Blumen hatten sichtlich ihre Bestimmung gefunden, denn sie prangten in einer Vase auf dem Tische. Walter sah dies alles mit einem Blick.

„Also Sie sind es, Walter Hill!“ rief sie ihm entgegen. „Ich habe Dr. Willis von Ihrer Weigerung, mir jenes Menschen Adresse zu geben, erzählt und ihn um seine Meinung gefragt, ob das Geseh Sie zwingen könne. Sind Sie mir hierher nachgekommen, um mir zu sagen, daß Sie sich eines Bessern besonnen?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Novellette von F l a m b e a u.

„Die Riviera also haben Sie sich wieder zum Winteraufenthalt gewählt, meine Gnädigste?“

Die Dame nickte. „Es ist so.“

„Ich liebe sie nicht, diese vielgepriesene Riviera,“ fuhr der Herr fort, sich bequem und zum Plaudern angeregt in das Sammetpolster der II. Klasse zurücklehnd. „Ich will ihre Schönheit nicht anzweifeln, das Erquickende ihrer Einwirkung auf Nerven und Gemüth nicht bestreiten. Die Menschen, meine Gnädigste, haben sie mir verleidet. Das verallgemeinerte Krankheits-symptom einer abgekehrten Zeit, die hier jahraus jahrein ihre oberste, mürrische Schicht zu einem unaufhörlichen Regenerationsprozeß ablagert. Diese beängstigende Treibhausatmosphäre, mit blassen Menschenblüten erfüllt, in denen der Wurm nagt. Diese wehmüthige Symphonie gebrochener Töne. Diese Welt des Halbklaren und Krankhaft-Empfindlichen. Matthe Resignation neben fieberhaft überhitzter Genußsucht. Rosen, Gold, Diamanten, Purpurlippen und Melusinenaugen — ein blendender Schönheitsreigen unter südl. blauem Himmel und überall, auch durch die blütenreichsten Gärten hirschend, der düstere Schatten des unbarmherzigen Lichtlöscher's Tod.“

„Nun, wir Frauen sind in dieser dieser Treibhausatmosphäre zu wohl geborgen, als daß wir sie meiden möchten . . . Ich bitte Sie, kann eine alleinstehende Frau einen ganzen Winter ohne Bekannte in Paris leben?“

„Wenn sie den Muth hat,“ sagte der Herr rasch, sich halb aufrichtend und sein Gegenüber mit erweiterter Pupille anblickend.

Die Dame wich seinem Blick aus, ließ das Auge durchs Koupefenster über die flachen Linien der Landschaft schweifen und sagte erst nach einer Pause mit gesenkter Stimme:

„Ich habe ihn nicht.“

Der Herr lehnte sich wieder in das Polster zurück und betrachtete nachdenklich die weißen, wohlgepflegten Fingernägel.

„Und wo werden Sie den Winter verbringen, Baron?“ brach die Dame das peinliche Schweigen.

„Ich bin noch unschlüssig. Zunächst werde ich mich ein paar Wochen in Dresden aufhalten. — Zeit genug zur Ueberlegung, ob ich nach Indien gehe oder nach — Montenegro.“

„Indien denke ich mir prachtvoll. Montenegro scheint mehr eine Marotte von Ihnen zu sein, Baron.“

„Wie Sie wollen, Gnädigste. Sie sänden es vielleicht mehr in der Ordnung, wenn ich nach Paris, London oder meinetwegen auch nach Monte Carlo ginge. Ich bin ja doch überall schon gewesen. Und Wiederholungen sind mir einfach ein Greuel. Ich bin so satt von meinem Leben, so müde von allem, was gewöhnlich den Daseinsinhalt eines Menschen in meiner angeblich beneidenswerthen Lage ausmacht. Ich weiß nicht mehr, womit ich die Leere in meinem Innern ausfüllen soll. Es giebt ja noch viel Erbauliches, ja, ja. Das Theater z. B. Sehen Sie, wie es

mir mit dem Theater geht. Das liebe Ding, das deutsche Gretchen, hat ja wohl seine Rolle ausgespielt. Man hat also nach bewährter Methode eine Anleihe bei dem in allen Dingen fortgeschrittenen Frankreich gemacht — es ist Mode jetzt, mit dem Ehebruch zu kokettiren. Nun, obschon ich unverheiratet bliebe, finde ich es dumm, einen ahnungslosen Menschen mit der Frau zu betrügen, gemein, wenn dieser Mann mein Freund ist. Nein, schon der Gedanke ist abscheulich. Als ich einmal auf dem Theaterzettel die Ankündigung von „Rabale und Liebe“ las, bekam ich Sehnsucht nach unserem Schiller, etwa so wie man sich in der trockenen Hitze des Manöverfeldes nach einem erfrischenden Bade sehnt. Ich besuchte, die Vorstellung. Ich saß im Parkett, demüthig und klein geworden wie vor einer Offenbarung stehend. Ich erinnerte mich der Gymnastiastzeit, in der ich das Stück zum erstenmal gesehen. Damals erschien mir diese alle Schranken überstürmende Liebe wie ein Wunder, das gleich süß und herrlich ist. Ferdinand wurde bis zur Lächerlichkeit beneidet . . . Und als dann der Vorhang aufging, ein alter Mann im Präsidentenstuhl zu brüllen begann, Ferdinand widerbrüllte, alles schließlich durcheinanderjammerte und die Hände rang — frug ich mich ein um das andere mal, warum regen sich nur die guten Leute so furchtbar auf? Das alles ist doch ganz und gar unmöglich, nie möglich gewesen — — — Ah, was soll ich im Theater. — Schade, daß ich damals in Karlsborst mit dem „Ludi“ zum Sturz kam. Einfach ausgeschlossen, jemals wieder auf den Gaul zu steigen. Nun, Sie wissen ja Aber sehen Sie, Gnädigste, das war meine schönste Zeit. Diese Aufregung, diese kolossale Nervenspannung: Siegen oder nicht, Sekt oder zum Teufel gehen — das gab Schwung und Federkraft, das machte das Leben lebenswerth und das — ist jetzt leider vorbei.“

„Und in den „schwarzen Bergen“, in Montenegro denken Sie Ersatz zu finden?“

„Nennen Sie es Montenegro oder wie Sie wollen. Der Name thut nichts zur Sache. Ich suche das Land, in dem es noch starke Gefühle giebt, Leidenschaften — echte, Liebe und Haß, beides gleich kraftvoll aus kernigen Menschen hervorbrechend — alles, alles, nur fort aus diesem erstickenden Nebel von Sättigung, Langeweile und Gleichgiltigkeit — — übrigens, merken Sie nicht auch, Gnädigste, daß der Zug langsamer fährt?“

„In der That. Wir können aber die Station noch nicht erreicht haben.“

„Nun, es wird doch nicht —“

Der Herr sprang auf und ließ das Koupeesfenster herab. Sobald er sich hinausbeugte, sah er die Passagiere in allen Abtheilungen das Gleiche thun. Als einzige Ursache entdeckte er einen tausendköpfigen, durcheinanderwimmelnden, aber unheimlich lautlosen Menschenhaufen, der die Feldfläche seitlich der Bahnstrecke in einer düsteren Ansammlung dunkler Stofffarben besetzt hielt. Aus einem unsichtbaren Ort irgendwo in der Nähe kamen immer neue Zuzügler, in ununterbrochener Kette die Feldwege belebend. Man hörte Kommandorufe durch das Geräusch des langsamfahrenden Zuges herüberdringen, das Kreischen einer Winde, sah Uniformen, Feuerwehrlente, die einen Kordon bildeten, Sandhaufen und eine freie, aufgewühlte Bodenblöße, aus der in der Mitte zwischen Brettern und Balken eine schmale Leiter kerzengrade in die Luft stand.

Das Ganze machte den beklemmenden Eindruck einer bevorstehenden Exekution.

Aber warum ließ man den Zug so langsam fahren?

Der Baron winkte einen Schaffner heran, der vor dem Dienstabtheil auf dem Trittbrett stand.

„Sagen Sie, Schaffner, was ist da drüben los?“

„Nun“, meinte der Beamte sich am Thürgriff festhaltend, „da drüben ist seit gestern mittag der Brunnenbauer Siebert verschüttet. Er lebt noch. Aber es ist die Frage, ob sie ihn lebend herausbekommen. Verheiratet, der arme Kerl, Frau und zwei Kinder — schrecklich!“

„Fährt deswegen der Zug so langsam?“

„Freilich. Das da ist alles Schwemmsand unter dem Ackerboden. Der ist ins Rutschen gekommen und hat die Verschalung zusammengedrückt. Dort wo die Leiter heraussteht, ist der Brunnen schacht, dort unten steckt Siebert in 20 m Tiefe, unter den Brettern der Verschalung eingezwängt. Bei der geringsten Erschütterung, wenn noch mehr Sand nachstürzt, ist er verloren.“

Der Baron hatte sich ausgerichtet und ließ, solange der Zug vorbeifuhr, die Stelle nicht aus den Augen, wo ein Mensch, ein athmender, zusammengepreßt unter schweren Erdmassen lag — lebendig begraben. Es war, als hätte sich das Schicksal dieses Unglücklichen mit einem plötzlichen Druck auf ihn gewälzt, unter dem die schlaffen Nerven sich anspannten und das müde Gehirn in der Frage aufglimmte: Kann dieser Mensch gerettet werden?

Ein paarmal fuhr er sich mit der Hand durchs Haar, dann wandte er sich tiefathmend der Dame zu, die auch aufgesprungen war.

„Leben Sie wohl, meine Gnädigste. Ich unterbreche die Fahrt. Das muß ich sehen, miterleben. Das ist die große Erregung, die ich brauche. Zwischen Sein und Nichtsein liegt der Reiz des Lebens.“

Er ordnete hastig sein Handgepäck und verließ den Zug, sobald er in die kleine Station eingelaufen war.

Die Dame hatte ihm zum Abschied die schmale Hand gereicht.

„Bitte telegraphieren Sie mir den Ausgang,“ bat sie mit einem leichten Beben in der Stimme. „Mentone — bekannte Adresse Auf Wiedersehen!“

Sie hörte nicht mehr, was er zur Antwort gab.

II.

Horst von Wulfing's erster Gang galt der Unglücksstätte auf dem Felde draußen. Es wäre ihm freilich kaum möglich gewesen, den dicht auf einander gedrängten Ring der Zuschauer zu durchbrechen und sich aus nächster Nähe vom Stand der Rettungsarbeiten zu überzeugen, wenn er nicht schließlich dem kommandirenden Pionieroffizier durch einen Feuerwehmann seine Karte gesandt hätte, auf der er in wenigen Bleistiftzeilen um Zulassung in den abgesperrten Raum bat. Der Leutnant ließ den ehemaligen Kavallerieoffizier sofort passieren. Die Herren begrüßten sich kameradschaftlich und der Baron erhielt alsbald in der knappen Darstellung des Sachmannes ein klares Bild vom Verlauf des Unfalls, von der schwierigen Lage des Verschütteten und dem Weg, den man zu seiner Befreiung eingeschlagen. Man habe in einem gewissen Abstand vom Unglücksbrunnen einen zweiten sogenannten Noth- oder Rettungsschacht ausgebohrt und sei nun vor die Aufgabe gestellt, von hier aus die zwischenliegende Erdwand zu durchbohren. Vor allem müsse das genau in derselben Tiefe geschehen, in der sich Siebert befände. Durch eingeschobene, eiserne Stollenröhren solle er selbst dann herausgezogen werden. Naturgemäß sei die größte Vorsicht geboten, da die geringste Erschütterung das Nachstürzen weiterer Sandmassen zur Folge habe, wodurch der Eingeschlossene unfehlbar erdrückt würde. Auch sei es höchste Zeit, das Rettungswerk durchzuführen, da der Verschüttete seit mehr als 24 Stunden ohne Nahrung und anscheinend in ganz verzweifelter Stimmung sei.

Als Horst von Wulfing an den Rand des Rettungsschachtes trat und in der Tiefe die beiden Pioniere mit einer durch die Vorsicht gebotenen Behutsamkeit schürften und Sand ausheben sah, wäre er am liebsten zu ihnen hinabgestiegen, um mit raschen, kräftigen Schaufelansätzen alle in der Rettung des Unglücklichen zu überflügeln. Das Herz klopfte ihm in großen, weiten Schlägen. Eine fieberhafte Ungebuld ergriff ihn, die nur dann in banger, athemloser Schwere stockte, wenn die Stimme des Eingeschlossenen dumpf und unterirdisch gedämpft aus der Tiefe scholl. Er war es, der selbst immer wieder zur größten Vorsicht mahnte, der bei jedem Ansehen der Winde die Befürchtung aussprach, die Verschalung, unter der er liege, könne jeden Augenblick zusammenbrechen.

Am erschütterndsten war der Anblick der Frau des Unglücklichen. Bläß und übermäßig, das Haar in wirren Strähnen um die Stirne hängend, kauerte sie am Rande des Schattes, mit weiten, brennenden Augen — Augen, die in Thränen versiegt waren, hinabstarrend, wo kaum durch Meterabstand von seinen Reitern getrennt, in lichtloser Dunkelheit eingekapselt, der Mann schmachtete, der die Hälfte ihres Wesens, der Ernährer ihrer Kinder war.

Ernährer?

O der Aermste hatte nun selbst keine Nahrung mehr und, ob schon sie ihn so nahe wußte, war es doch unmöglich, den zehrenden Hunger zu stillen, der in seinen Eingeweiden wüthen mußte.

Sobald sie seine Stimme hörte, fuhr sie auf, ihre Hände zuckten, als wollte sie hinstürzen, die Finger ins kühle, bewegungslose Erdreich wühlen: Sieh ihn mir wieder, meinen Mann!

Die Kinder, zwei blühende Mädchen, hatte man ihr mit sanfter Gewalt entziehen müssen. Bei mitleidigen Menschen untergebracht, sollten sie der Unglücksstätte ferngehalten werden. Als aber der Herbsttag in trüber Dämmerung zur Rüste ging, kamen die armen Dinger weinend angelaufen, um bei ihrer Mutter zu sein. Die größere, verständigere, durch das starre, düstere Aussehen der Mutter erschreckt, suchte ihr zuzusprechen und bat in einem fort, zum Abendessen heimzukommen, der Vater werde gewiß gleich folgen. Die Kleine aber, ein herziges Geschöpf mit blonden Ringellocken, das die langsame Entwicklung des Rettungswerkes nicht begriff, suchte den Vater überall mit den Augen, und, sobald sie die wohlbekannte Stimme aus der Tiefe hörte, schluchzte sie herzbrechend:

„Vater guter Vater, komm doch raus. Wir haben Angst.“

Da blieb kein Auge trocken, bei allen, die es hörten. Die Pioniere arbeiteten mit verdoppeltem Eifer, gönnten sich kaum die Zeit, die nöthige Nahrung zu sich zu nehmen. Bei der Ablösung stritt man sich darum, als Erster in den Schacht einzufahren. Ein Unteroffizier ließ sich innerhalb 12 Stunden überhaupt nicht heraufwinden. Es war ein beispielloser Wettbewerb unter diesen Braven, dem Tode die festumkrallte Beute abzujagen.

Und doch stieß man immer wieder auf neue Schwierigkeiten, schob sich die Rettung Stunde um Stunde hinaus.

Die Nacht war ganz hereingebrochen. Von der Stadt im Thale unten klangen die Abendglocken, leuchteten die Lichter, großen trüben Sternen gleich, durch den Nebel herauf. Horst von Wulfing saß in einen Militärmantel gehüllt auf einem Bretterhaufen und dachte nicht an den Schlaf. Ein paar Sterne sah er matt am Himmel hervortreten und rings um sich den niedrigen Kranz der Fackeln und Lichter, die ihren röthlichen Glutschein zitternd über Balken und Bretter warfen, in den Uniformknöpfen blitzen und jedesmal den Sandeimer hell beleuchteten, so lange er über dem schwarzgähnenden Schlund des Nothschachtes schwebte. Die Gesichter der Zuschauer, die noch immer unermülich die Unglücksstätte umzingelten und deren Gestalten in der Dunkelheit in ihrem Rücken aufgelöst schienen, glichen in dieser zentralen Beleuchtung einem lautlaus beweglichen Kreisring fahler, blutleerer Larven, in denen nur die Augen mit dem Strahl beseelten Lebens glänzten. . . .

Bei der Mitternachtsablösung meldete der aufsteigende Unteroffizier, der Verschüttete bedürfe dringend des Zuspruchs, die letzte Hoffnung auf Befreiung sei ihm geschwunden, er jammere sogar laut um Weib und Kinder. Sieberts Frau, die gierig auf jedes Wort lauschte, bat flehentlich, man möge sie hinablassen. Es geschah nachdem man ihr das Versprechen abgenommen, alles, auch die geringste Bewegung zu vermeiden, die die Gefahr völliger Verschüttung nach sich ziehen könnte. Als sie den Grund erreicht hatte, traten alle pietätvoll zurück. Niemand hörte, was das Weib mit dem verzweifelten Manne sprach; aber als sie nach geraumer Zeit heraufgewunden wurde, war sie völlig eine andere geworden. Die Erstarrung hatte sich gelöst, ein Zug von Entschlossenheit trat in ihrem blaffen Gesicht hervor und alle ihre Bewegungen bekundeten das Aufleben eines im Unglück erstarrten Willens. Sie ließ die

eingeschlafenen Kinder durch Feuerwehrleute nach Hause tragen und legte nun selbst mit Hand an, wo sie glaubte, das mühevolle Werk der Rettung fördern zu helfen. Bewundernd sah Horst von Wulfing auf diese schlichte Frau, die alle Müdigkeit und alles Bangen niederkämpfte, alle Sinne anspannte, alle Kräfte einsetzte für das Leben ihres Mannes.

Als der Morgen anbrach, waren die Stollenröhren glücklich bis zur Verschalung vorgehoben; aber noch immer galt es, diese letzte Gefahr zu beseitigen.

Und wieder verging ein Tag und eine Nacht, endlos gedehnt in der Sorge um den Unglücklichen, dessen Lage eine unerträgliche Marter, dessen Zustand ein qualvoller sein mußte. Aber am Morgen des vierten Tages gelang es wenigstens, ihm flüssige Nahrung zuzuführen. Alles athmete auf.

Dann kam nach bangen, erwartungsvollen Minuten die Erlösung von diesem furchtbaren Alp, der vier Tage auf der ganzen Gegend gelastet hatte, der große Augenblick der Befreiung.

Langsam, mit fast feierlich gedehnten Windenumdrehungen, tauchte der dem Leben Wiedergegebene aus dem Schacht empor, bleich, elend, mit geblendeten Augen das Licht des Himmels fassend und noch einmal tief erschrocken durch den Anblick der aufgewühlten Bodenmassen ringsum, des starken Menschenaufgebots, des ganzen, umfangreichen Apparates, der zu seiner Rettung nothwendig war. Aller Blicke hingen an der schlichten Gestalt, die nach diesen entsetzlichen Stunden des Lebendigbegrabenseins, nach einer unerhörten Prüfung durch körperliche und seelische Leiden jeden Grades, leise wankend wieder den Fuß in die lichte Welt seiner Mitmenschen setzte. Er konnte sich nicht aufrecht erhalten; man breitete Decken über Stroh, auf die er ermattet niedersank. Dann trat sein Weib zu ihm, kniete nieder, schmiegte die Wange an sein blaßes Gesicht und sagte aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens: „Mein guter Mann.“ Es klang so schlicht und ergreifend, es war Jubel und Gebet zugleich.

Horst von Wulfing sah noch wie dem Manne die Thränen aus den Augen stürzten, dann kehrte er sich gewaltsam ab. Er hatte selber Thränen zu verbergen. Er war im Tiefsten, Innersten erschüttert. Er hörte den Jubel der Umstehenden wie aus weiter Ferne an sein Ohr branden und wandte sich zum Gehen, still und einsam wie er gekommen. Es war klar geworden in ihm.

Auf dem Postamt der kleinen Stadt gab er ein Telegramm auf, das er dringlich machte, weil ein Schwarm von Berichterstattern den Schalter belagerte.

Es lautete:

Freifrau von Breitstein, Mentone, Villa Angolina.

Brunnenbauer Siebert gerettet. Darf ich Sie besuchen?

Horst Wulfing.

Er spürte nun erst, wie erschöpft er war; er war müde wie lange nicht in seinem ruhelosen Leben. Er suchte ein Hotel auf, um zu schlafen.

Gegen Abend brachte der Depeschbote die Antwort:

Herzlich willkommen jederzeit.

Rosemarie von Breitstein.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er dem Süden zu.

III.

Drei Tage später saß er mit der Jugendgeliebten auf der Terrasse der Villa Angolina. Ueber ihnen der heitere Himmel des Südens, vor ihren Augen das Meer, das blaue, wunderbare, das seine Wellenkämme gleich Perlenketten unablässig an den Strand warf, wo sie rieselnd zergingen. Die Segel heimkehrender Fischerboote, rosig in der sinkenden Sonne leuchtend, schaukelten auf weiter Wasserbahn wie Schmetterlinge, die sich durstig niedergelassen haben, um vom kühlen, weißen Morgenschäum zu nippen.

Ein leichter Wind trug den Duft der Rosen und Magnolien zur Terrasse herauf, fächelte die Stirn der beiden großen, ernsten Menschen wie der Athem des Paradieses. Wunderbare Beruhigung,

ein stilles, tiefes Glücksgefühl im Herzen, überließen sie sich wortlos jener süßen Traumstimmung, in der die Vergangenheit mit der Gegenwart in eins verschmilzt.

„Werden Sie nun noch nach Montenegro gehen, mein Freund?“ frug endlich die Baronin mit der reizenden Neugier der Frau, die das Herz des Geliebten so ganz ergründen möchte.

„Das alles liegt hinter mir — wie ein abgestreiftes Messinggewand,“ wehrte Horst von Wulfsing ab. „Und die Leere und die Unrast, das schmerzliche Suchen nach einem Lebensinhalt und doch Nichtfindenkönnen, das alles ist überwunden — Gott sei Dank!“

„Als ich damals,“ fuhr er nach einer Pause tiefathmend fort, „nach dem Karlsborster Sturz von der Erholungsreise wiederkam und als erstes die Nachricht von Ihrer Vermählung empfing, da ging in mir etwas zu Grunde, das bis dahin trotz aller Thorheiten das Beste in mir war. Ich suchte mich in der billigen Art des Mannes zu betäuben, der nicht gewöhnt ist, seinen Leidenschaften Schranken aufzuerlegen. Ein trauriger Erbsatz! Noch trauriger das Erwachen aus einem Rausch, dessen Stärke die Schwäche, dessen Seele meine Eitelkeit war. Heißer denn je stieg aus all dem Schmutz die Sehnsucht nach wahrer Befriedigung, nach einem reinen Glück. Ich wußte, daß ich es finden würde, daß es irgendwo auf mich warte, daß dieses Leben mehr sein müsse als ein aufgenöthigtes Zufalls-geschenk, mit dem man nach Belieben schalten darf. . . . Mein Temperament trieb mich hierhin und dorthin. Ich fand, daß überall die Menschen dasselbe thun: essen, trinken, schlafen und sich vermehren. Die eine Hälfte flucht, die andere redet der Tugend das Wort. Mein Herz aber blieb leer und schloß sich müde zusammen. . . . Breitstein starb — ich sah Sie wieder. Nicht als die Jugendgeliebte, jene Rosemarie von einst, der mein ganzes, junges Herz gehörte. Sie waren, wenn auch in Trauer, stets die Frau des anderen, und ich zu resignirt, zu ausgekältet, um aus den letzten Resten alter Glut ein zehrendes Feuer zu machen. . . . Dann trafen wir uns damals im Koupee. Bei jener Unglücksstätte trennte ich mich von Ihnen, an der die Erde einen Menschen verschlungen hatte, lebend, fühlend. Seine Rettung dünkte dem Lebensverächter ein seltenes Schauspiel. Er wurde gerettet. Und was in diesem Augenblick so viele Tausende von nah und fern ihm ihre Theilnahme, ihr Mitgefühl bekunden ließ — auch ich hab' es empfunden, als er lebensdurstig aus seinem Grabe stieg: Sein ist süßer wie Nichtsein. . . . Und eine Frau war da, die ihn voll Liebe empfing, ein Weib, ein zweites, vollbeseeltes Wesen, das sein Leben in das seine gefügt hatte, damit es Frucht trage und nicht vergehe wie Staub im Winde, zwei Kinder auch, zwei herzige Mädchen — mein Gott, war dieses Mannes Leben nicht vierfach kostbar, nicht reich genug an Inhalt?“

„Und wie war meins? —“

„So bin ich zu Ihnen gekommen, Theuerste, nicht mit der überquellenden Inbrunst heißer, erster Liebe — als ernster Mann vielmehr, der das Leben übersieht, Gutes und Böses erkennen lernte und dessen Glück darin besteht, sein Bestes mit Ihnen zu theilen.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, um sie zu küssen.

Sie zog die Hand diskret zurück.

„Nun?“ machte er mit leichtem Vorwurf in der Stimme.

Da bat sie schamhaft lächelnd: „Auf den Mund, Du Lieber.“

(Nachdruck verboten.)

Ein Heiratsantrag.

Humoreske aus dem Englischen von S. Cassirer.

Die Sprechstunde des Herrn Dr. Fritz Schlüchtern, eines vielbeschäftigten Rechtsanwaltes der Residenz, war vorüber. Der Herr Anwalt saß noch in seinem Bureau und hatte ein Aktenfascikel vor sich liegen, das indessen seine Aufmerksamkeit nicht

zu fesseln schien. Seine Blicke schweiften vielmehr durch die offene Thür nach dem äußeren Bureau und ruhten dort mit Wohlgefallen auf der anmuthigen Gestalt seiner Stenographistin, Fräulein Bertha Wilzner, die an ihrer Schreibmaschine saß, deren Tasten ihre zierlichen Finger mit staunenswerther Geschwindigkeit und unfehlbarer Sicherheit bedienten.

„Jeder Zoll eine Dame,“ sprach Dr. Schlüchtern nachdenklich vor sich hin, während er mit liebevollen Augen ihr feingeschnittenes Profil betrachtete, „nicht nur durch Geburt und Erziehung, sondern auch in ihrem Wesen und Benehmen. Traurig, daß so ein nettes Ding ums tägliche Brot arbeiten muß. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anstellen soll, — aber ich möchte mich nicht gern einem Nestus aussetzen und obendrein würde ich noch Gefahr laufen, meine tüchtige Stenographistin zu verlieren. Und wenn ich sie nicht in der einen Eigenschaft haben kann, soll das doch wahrlich kein Grund sein, sie auch in der anderen entbehren zu müssen. Ja, freilich, vierzig Jahre scheinen schon ein hohes Alter, wenn man die frische Jugend von dreiundzwanzig dagegen hält; und doch sind es nur sieben Jahre Unterschied, und es giebt gar manchen, den das nicht im mindesten stören würde. Und was die Verschiedenheit unserer sozialen Stellung anbetrifft, so sollte sie sich auch darüber keine thörichten Bedenken machen. Sie ist von ebenso guter Herkunft wie ich, und auch über den Geldpunkt ließe sich ohne große Schwierigkeit hinwegkommen; sie hat kein Vermögen und möchte gern etwas haben, und ich hab' genug Geld, und würde das meinige gern mit ihr theilen. So wäre uns also beiden geholfen. Wenn ich nur einen Plan ausdenken könnte, der mich ihre Gefühle gegen mich erforschen ließe, ohne daß ich es dabei riskirte, sie von mir hinweg zu scheuchen, falls sie meine Empfindungen gegen sie nicht theilen sollte. Halt, ich hab's. Jamoser Gedanke! Und das Schönste dabei, sie ahnt die List garnicht. Jetzt, gleich, in dieser Minute noch, will ich ihn in's Werk setzen!“

Herr Dr. Fritz Schlüchtern war ein sehr gewandter Anwalt, ein vorzüglicher Jurist und ein Gentleman im wahren Sinne des Wortes; dem „schönen Geschlecht“ gegenüber war er aber von einer Schüchternheit, wie man sie bei einem so welterfahrenen Manne nicht für möglich hätte halten sollen.

Der Gedanke, der jetzt in ihm aufgestiegen war, schien in einem günstigen Augenblick gekommen zu sein, denn ohne erst seiner sonstigen Schüchternheit, die gewiß alle möglichen Bedenken gegen die Ausführung des Planes geltend gemacht hätte, Zeit zum Aufkommen zu lassen, beschloß er, von der sich ihm bietenden Gelegenheit sofort Nutzen zu ziehen.

Er drückte auf eine Klingel, die auf seinem Bulte stand.

Bertha vollendete die Zeile, an der sie gerade schrieb, stellte dann die Maschine auf die nächste Zeile ein und erschien dann, Notizbuch und Bleistift in der Hand haltend, im Rahmen der Thür.

„Treten Sie nur gefälligst näher, Fräulein Wilzner,“ rief ihr der Anwalt zu und deutete auf einen Stuhl, den er, vielleicht eine Kleinigkeit näher als gewöhnlich, zu sich herangerückt hatte. „Ich möchte Ihnen einen Privatbrief diktiren. Ueberschrift und Adresse werde ich aber selber schreiben.“

Daß der Anwalt seiner Stenographistin einen Privatbrief diktirte, kam bei ihm öfters vor. Fräulein Wilzner nickte mit dem Kopf, nahm Platz und setzte sich zum Schreiben in Bereitschaft.

„Mein verehrtes, gnädiges Fräulein!“ begann Dr. Schlüchtern und warf dabei einen Seitenblick auf seinen schönen Amanuensis, den das bische Farbe, das jetzt in seine vollen Wangen aufstieg, noch hübscher als sonst erscheinen ließ. „Mein verehrtes, gnädiges Fräulein! Sie wollen es gütigst verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, mich auf diesem Wege mit Ihnen, verehrtes Fräulein, in Verbindung zu setzen. Es ist Ihnen indessen einerseits recht gut bekannt, daß meine Handschrift ein bißchen schwer zu entziffern ist, und andererseits werden Sie mir auch wohl beistimmen, daß ich in dem, was ich Ihnen jetzt sagen will, keine Mißdeutung Ihrer-

seits aufkommen lassen darf. Aufschrift und Adresse dieses Briefes rühren selbstverständlich von meiner eigenen Hand her, so daß dieses Schreiben, trotzdem es von mir diktirt worden ist und somit den Vorzug deutlicher Lesbarkeit besitzt, dennoch in jeder Beziehung so vertraulich gelten darf, als wenn es von mir selbst zu Papier gebracht worden wäre.

„Seit mehreren Monaten bereits genieße ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft.“ Bei diesen Worten erröthete Fräulein Wilkner von neuem. „So kurz diese Zeit auch scheinen mag, so war sie für mich doch lang genug, um mir die Thatsache zu Bewußtsein zu bringen, daß Sie in mir ein Gefühl erweckt haben, das viel tiefer und dauernder ist, als jenes, das man gemeinhin unter dem Namen „Freundschaft“ begreift. Der Unterschied in unserem Alter hat mich bisher zögern lassen, Ihnen gegenüber diesen Empfindungen Ausdruck zu geben; in der Hoffnung jedoch, daß dieser Altersunterschied bei meiner tiefen, aufrichtigen und innigen Neigung für Sie, verehrtes Fräulein, kein unüberwindliches Hinderniß sein wird, habe ich mich dennoch entschlossen, mich an Sie zu wenden. Und weiter wage ich zu hoffen, und an Ihnen, liebes Fräulein ist es, diese Hoffnung zu verwirklichen oder für immer zu vernichten, daß meine Neigung auch erwidert wird. Wollen Sie die Güte haben, mir zu antworten, theuerste Freundin, und das möglichst umgehend, damit meine Qual nicht zu lange andauert? Ist mir das Schicksal ungünstig, so muß ich mein Loos als Mann zu tragen suchen; ist es Ihnen aber möglich, meine Werbung anzunehmen, dann möchte ich auch keinen einzigen Augenblick verlieren, um aus Ihrem Munde diese beseligende Botschaft zu hören. Seien Sie daher so liebenswürdig, mich mit der ersten Post morgen früh Ihre gütige Antwort wissen zu lassen, und seien Sie versichert, daß möge diese auch ausfallen wie sie wolle, sie um nichts vermindern kann die Hochachtung und Werthschätzung, die ich für Sie, mein gnädigstes Fräulein, empfinde, und mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen Ihren ergebenen und aufrichtigen Freund.“

„Sooo,“ meinte Herr Doktor Schlüchtern, der während des Diktates kein Auge von der Schreiberin gelassen hatte, die nunmehr ganz roth geworden war und ihre Aufregung kaum noch bemeistern konnte. „Sie sind doch eine junge Dame, die Geschmaek und Takt besitzt, Fräulein Wilkner. Ich würde gern Ihre Meinung hören. Wie klingt der Brief? Wohl nicht sehr überschwenglich?“

„Das allerdings nicht, Herr Anwalt. Aber was viel besser ist, aufrichtig und männlich,“ erwiderte Fräulein Wilkner, die die innere Erregung, die sich auch in ihrer Stimme kundgab, durch ein verlegenes Hüfteln zu verbergen suchte.

„Besten Dank, Fräulein. Wenn der Brief der Dame, für die er bestimmt ist, ebenso gut gefällt, dann habe ich freilich wenig zu fürchten,“ entgegnete Dr. Schlüchtern mit strahlendem Gesicht. „Vielleicht haben Sie noch die Güte, den Brief abzuschreiben, und dann wollen wir für heute mit der Arbeit Schluß machen. Und morgen brauchen Sie auch nicht herzukommen, denn wenn ich eine günstige Antwort erhalte, so will ich den morgigen Tag in Gesellschaft meiner Freundin verbringen und für Vertretung in den Terminen und in der Sprechstunde werde ich schon noch sorgen. Zum Dank für Ihre Bemühungen, Fräulein, sollen Sie dann morgen auch einen Feiertag haben und wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.“

„Zu liebenswürdig, Herr Anwalt!“ bedankte sich Fräulein Wilkner, und abermals verrieth das Bittern ihrer Stimme, wie tief ihre innere Bewegung war.

Und so rasch, als es ihr nur möglich war, verließ das Fräulein das Zimmer und setzte sich an ihre Schreibmaschine.

Es war Fräulein Wilkners Stolz, daß sie eben so gewandt als sicher die Schreibmaschine zu handhaben verstand. Um alles in der Welt hätte sie es aber nicht wissen lassen wollen, wie oft sie diesen Brief immer von neuem zu schreiben anfangen mußte, wie viel angefangene Briefbogen sie zerriß und in den Papierkorb wandern

ließ, oder daß ein gerade zu Ende geschriebener Brief, den sie nur noch einmal durchlesen wollte, durch eine große Thräne, die darauf fiel, noch zuguterletzt verdorben wurde.

Schließlich wurde der Brief aber doch einmal fertig. Sie brachte ihn in das Privathureau des Anwalts, der zu ihrem Glück zu sehr in seine Akten vertieft war, als daß er ihren Eintritt bemerkt hätte. Mit einem „Guten Abend“ verabschiedete sie sich von ihm, nahm Mantel und Hut und verließ das Bureau.

„Morgen also Feiertag!“ sprach sie vor sich hin, als sie höchst niedergeschlagen nach ihrer Wohnung ging. Jetzt versuchte sie auch nicht mehr, den Thränen, die in dicken Tropfen hinter ihrem schützenden Schleier herunterliefen, Einhalt zu thun. „Morgen also Feiertag! Das ist nur der Anfang vom Ende. Denn bald werde ich für immer von diesem Bureau Abschied nehmen müssen, denn das wissen und noch länger hier bleiben, kann ich nicht, nein, das kann ich nicht! Wie dumm ich auch war, mir einzubilden, daß ich ihm nicht gleichgültig war. Diese glücklichen Stunden, die das Arbeiten zu einem Vergnügen machten, jene wohlwollende Freundschaft, die jede Schwierigkeit beseitigt, jede Aufgabe verschönert hat, sind nun für immer vorbei. Aber daran darf ich gar nicht denken.“ Und rascher flossen ihre Thränen. „Dumm und einfältig bin ich gewesen, und ich erleide nur die gerechte Strafe dafür, daß ich angeborene, liebenswürdige Zuverlässigkeit und freundliches Interesse für jenes tiefere Gefühl genommen habe, das ich so gern in gleicher Weise erwidert hätte. Der Unterschied im Alter wäre für mich kein Hinderniß gewesen, und wenn jene Dame seine Herzengüte und seinen trefflichen Charakter ebenso gut wie ich kennen sollte, dann wird sie sich mit Recht stolz und glücklich schätzen, daß seine Wahl auf sie gefallen ist. Meinen unverhofften morgigen Feiertag will ich dazu benützen, um meine Wäsche und Garderobe nachzusehen und, falls es noth thut, auch in Stand zu setzen. Was aber das „Vergnügen“ anbetrifft, so wird es dasselbe sein, das man bei einem Begräbniß empfindet.“

Hätte aber Fräulein Wilkner das Gesicht ihres Chefs sehen können, das er wenige Minuten nach ihrem Weggange aus dem Bureau machte, so würden ihre Gedanken eine ganz andere Richtung genommen haben.

„Heureka! Heureka!“ rief Dr. Schlüchtern voller Freude aus. „Jetzt hab ich meine Antwort. Das kleine, unschuldige Ding! Was ihr Herz empfand, brachten Augen und Mund zum Ausdruck. Bei jedem Satze des Briefes verrieth sie sich. Fritz Schlüchtern, Du bist der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Sie hat noch keine Ahnung, wie schön ihr Feiertag morgen werden wird, wenn ihre Antwort so lauten sollte, wie ich jetzt Grund zu haben glaube, daß sie lauten wird. Das war ein göttlicher Einfall! Es giebt nichts, das ich ihr nicht gern kaufen möchte: keine schöne Gegend in der Welt, die ich ihr nicht gern zeigen möchte, und wenn wir beide morgen nicht zusammen einen Tag im Paradiese verleben, dann soll es wahrlich nicht meine Schuld sein.“

Dann nahm er den unter so vielen Schwierigkeiten glücklich zu Ende gebrachten Brief zur Hand, führte ihn an seine Lippen, kitzelte noch eine Nachschrift an, adressirte ihn und schloß ihn in ein Kouvert. Er selbst brachte ihn zur Post und piff dabei so vergnügt und heiter vor sich hin wie ein Schuljunge, der eben die Prämie bekommen hat.

Inzwischen war auch Fräulein Bertha Wilkner in ihrer Wohnung angekommen. Mit peinlichster Sorgfalt legte sie ihre Sachen an Ort und Stelle, deckte sodann einen kleinen Tisch, und zum erstenmal in ihrem Leben setzte sie sich zum Abendbrot nieder, ohne auch nur das geringste bißchen Appetit zu empfinden.

Als sie so mit ihrem Besteck spielend noch in Gedanken versunken dsaß, klingelte es. Rasch sprang sie auf und öffnete die Thür. Es war ein Depeschbote, der ihr einen an sie adressirten Rohrpostbrief übergab.

Rasch öffnete sie ihn. Kaum hatte sie jedoch die ersten paar Zeilen gelesen, als sie mit einem leisen Schrei zurücktaumelte. Freude, in die sich banger Zweifel mischte, malte sich auf ihrem Gesichte, und als sie zu der Nachschrift kam, die eine ungefüge Hand im Zustande der größten Aufregung aufs Papier geworfen hatte, so daß sie thatsächlich hieroglyphischen Zeichen glich, die eben nur die Augen der Liebe entziffern konnte, da mußte sie vor Freude weinen.

„Meine innigst geliebte Bertha!“ lautete die Nachschrift. „Kannst Du mir die kleine List verzeihen, durch die ich zu erfahren suchte, daß das, was ich kaum zu hoffen wagte, daß ich Dir nämlich nicht gleichgiltig bin, auch wirklich wahr sei? In Deinem lieben Gesichtchen wollte ich lesen, ob solche Gefühle meinerseits Dir auch willkommen wären. Und was ich dort las, hat mich zu der Kühnheit ermuntert, Dir diesen Brief zu senden, der mir zehnfach lieb und theuer ist, weil Deine eigenen zierlichen Finger ihn geschrieben haben, der Dich versichern soll, daß Du, nur Du es bist, für die dieser Brief von vornherein bestimmt war, und daß Du nur der einzige Gegenstand meiner tiefen Neigung, die mein Herz erfüllt, bist. Darf ich morgen kommen? Schreibe mir nur ein kleines „Ja“ zur Antwort; alles übrige können wir uns dann mündlich sagen.“

Dein Dich unaussprechlich liebender
Fritz Schlüchtern.“

„Der liebe, gute, böse Mensch, der mich so betrogen hat“, rief Bertha in freudiger Ueberraschung aus. „Mich so zu überlisten und mich meinen eigenen Liebesbrief selber schreiben machen! „Schreibe mir nur ein kleines „Ja“ zur Antwort“. Das will ich auch thun.“

Und rasch aufspringend, trat sie an ihren Schreibtisch, suchte ihren schönsten Briefbogen heraus, auf den sie nur die paar Worte schrieb:

„Lieber Fritz! Ja. Bertha.“

Dann schloß sie ihn in den Rohrpostumschlag, den Fritz Schlüchtern zur Beschleunigung der Antwort vorsorglich beigelegt hatte, küßte den Umschlag und trug den Brief aufs nächste Postamt. In ihre Wohnung zurückgekehrt, ließ sie sich jetzt ihr Abendbrot gut schmecken, das sie bis auf den letzten Bissen verzehrte. Dann machte sie den auf sie einströmenden Gefühlen in einem heißen Thränenstrom Luft, bis sie endlich mit einem Lächeln auf ihren verklärten Zügen einschlief.

Was Fritz bei seinem Besuche am nächsten Morgen alles sagte, welch schönen Tag die beiden miteinander verbrachten, und was für ein prächtiger Ring Berthas Finger schmückte, als er ihre Hand beim Scheiden losließ, das alles sind Sachen, die sich die geschätzte Leserin besser ausmalt als wir ihr beschreiben können.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



№ 2.

Schiebräthsel.

Nachstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung so unter einander zu stellen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen die Namen zweier bekannter deutscher Dichter ergeben.

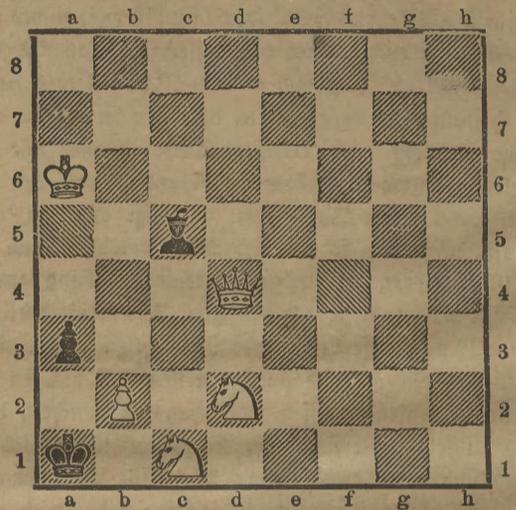
W o l g a s t
W e i h e r
R e i s e n d e r
S c h l o s s e r
A r i a d n e
K a n o n e
D o g g e n

Scherzräthsel.

Es ist ein Tier ganz allgemein;
Mit einem Herz aus Engelland
Wird es sogleich ein Raubtier sein,
Deß' Blutdurst allbekannt.

Schachaufgabe.

Von C. Ferber, Albedorf i. L.



Weiß.

(5+3)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Gespenstergeschichten.

Auflösung des Ergänzungsräthfels.

Sylt, Vesper, Tertia, Punkt, Schein. Sylvesterpunsch.

Auflösung des Merkräthfels.

Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.

Auflösung des Neujahrsvorschlages.

Im neuen Jahre neues Glück
Erblüh', und neues Hoffen.
Nur vorwärts richte Deinen Blick,
Halt Herz und Augen offen. (Martha Rhoden.)

Auflösung der Charade.

Neujahr.

Auflösung des Logogriphs.

Saul, Gaul, Paul, Maul.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, dB, aK, 8; bK, 8; cK; dA; 10, 8.

M. aA, 10, 9; bA, 10, 9; c10, 9, 8; d9.

H. b, cB; aD, 7; bD, 7; cA, D; dK, D.

Im Stat lagen c7, d7. Tournirt M d7, drückt er c10, c9 und macht a und b 4 Stiche mit 56 Augen, hat also 66. Tournirt er c7, so drückt er d9, 7. V spielt dA an, M schießt mit c10 und H muß dD zugeben = 24 Augen. Mit den 4 sichern Stichen in a und b (56) hat der Spieler dann also 80.

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Bod, Martha Schulz, Georg Maruske, Max Grolms, Stanislaus Musielewicz, Hans Töpffer, Rudolf Schellong, Anna und Gertha Necker, Paul Gehrz, Richard und Paul Winterstein, Olga Dobrindt, Bromberg. Bruno Krystkiewicz, Brinzenthal.